

Die Zukunft des Sozialismus im Epochenwechsel

Eine Zwischenbemerkung

Karsten Rudolph, geb. 1962 in Witten, Studium der Geschichte, Germanistik und Sozialwissenschaft in Bochum, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung und Dozent an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum.

Epochenwechsel

Die Zäsur von 1989 reizt die Zeitdiagnostiker zu Superlativen. Sie ist als „kopernikanische Epochenwende“ bezeichnet oder als „epochaler Vorgang“ beschrieben worden, „durchaus vergleichbar mit den Erschütterungen, die das Weltbild des christlichen Mittelalters in der Folge der Entdeckungen von Giordano Bruno und Galileo Galilei erlitten hat“.¹ Davon, daß 1989, spätestens mit dem offenen Scheitern Gorbatschows und der mit seiner Person verknüpften Perspektive einer demokratischen Modernisierung des sowjetischen Sozialismus im August 1991, ein Zeitalter zu Ende ging, scheint niemand mehr überzeugt zu werden. Schon der harte Wechsel zwischen plötzlich aufgestiegenen und rasch zerstoßenen Hoffnungen zeugt von einem Umbruch - und davon, daß die Zeiten unsicher sind.

¹ Michael Schneider: Die säkulare Verwechslung - Welche Ideologie und Mystifikationen haben den linken Blick nach Osten getrübt?, in: Gewerkschaftliche Monatshefte (GMH) 41 (1990), S. 545; Peter Schneider: Man kann sogar ein Erdbeben verpassen. Plädoyer für eine Vergangenheitsbewältigung der Linken, in: Die Zeit vom 27.4.1990.

Die europäischen Sozialdemokratien, deren reformmetatistische Fixierung durch die Wachstumsstockungen in die Krise geraten waren, strotzten angesichts der Revolutionen in Osteuropa nur so vor neuem Selbstbewußtsein, das die Grenze zur Selbstgerechtigkeit bisweilen überschritt.² Die Überlegenheit des Demokratischen Sozialismus in Europa schien damit bewiesen zu sein, daß er über den Realen Sozialismus endgültig obsiegt hatte.³

In dieser Phase des Höhenfluges gab es nur wenige, die darauf insistierten, daß der Demokratische Sozialismus trotz des Ablebens seiner „maroden Verwandten“ (Hans O. Hemmer) neu definiert werden müsse. Kaum jemand von denjenigen, die zum linkssozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Spektrum gerechnet werden, ging bereits so weit wie Dieter Wunder, der eine neue Vision alternativer Gesellschaftspolitik jenseits des Gestern von Realem und Demokratischem Sozialismus im Sozialismus einforderte und damit eine aufgeregte Debatte in dieser Zeitschrift auslöste,⁴ in deren bisherigem Verlauf noch keine befriedigende Antwort auf die zentrale Frage gefunden wurde: Kann es eine nicht-sozialistische Linke geben die mindestens so erfolgreich ist wie die traditionelle sozialistische Linke es war? Traditionelle sozialistische Linke meint hier - das sei ausdrücklich hinzugefügt, um keine falschen Fronten entstehen zu lassen - nicht nur die Verfechter von Vergesellschaftungsforderungen, von Rahmenplanung und überbetrieblicher Mitbestimmung, sondern auch die Anhänger des traditionellen Konzepts der Politik sozialer Partnerschaft, mithin des „Sozialismus in einer Klasse“, die von Dieter Wunder und Joschka Fischer⁵ gleichermaßen herausgefordert sind. Was die Diskussion so brisant macht, sind also keineswegs die wohl unvermeidlichen Bestrebungen, die innergewerkschaftlichen Auseinandersetzungen der siebziger und achtziger Jahre noch einmal aufzukochen, sondern die Notwendigkeit, bei der Erstellung des neuen DGB-Grundsatzprogrammes den difinitiven Zusammenbruch der UdSSR und des Marxismus-Leninismus sowie die traditionellen Konfukthnien programmatisch und strategisch zu verarbeiten.

Die Verabschiedung des Berliner Grundsatzprogrammes der SPD im Dezember 1989 wurde dagegen noch ganz durch die frohe Botschaft Willy Brandts getragen, daß nicht länger nur der sozialdemokratische Gedanke zur Wirklichkeit dränge, sondern nunmehr auch die Wirklichkeit zum sozialdemokratischen Gedanken. Die hochgespannten Erwartungen erfüllten sich indessen nicht. Es zeigte sich einmal mehr, daß die SPD seit Mitte der siebziger Jahre ihre „Fähigkeit verloren hat, Gestalt und Inhalt der öffentlichen Diskussion zu definieren“.⁶ Als im Frühjahr 1990 zutage trat, daß die Sozialdemo-

2 Karl-Heinz Blessing: „Die Wirklichkeit drängt zum demokratischen Sozialismus“ - Eine Replik auf Dieter Wunder, in: GMH 41 (1990), S. 2-9.

3 Horst Heimann: Der Sieg des Reformsozialismus, in: GMH 41 (1990), S. 250-252.

4 Hans O. Hemmer: Der DGB vor neuen Orientierungen?, in: GMH 40 (1989), S. 649-654; Dieter Wunder: Der Zusammenbruch des „realen Sozialismus“ und das Selbstverständnis der Gewerkschaften, in: ebd., S. 714-718. Vgl. ferner die anderen Beiträge im Rahmen des Forums: Sozialismus-Debatte dieser Zeitschrift.

5 Joschka Fischer: Die Linke nach dem Sozialismus, Hamburg 1992, insbesondere S. 168 ff.

6 Andrej S. Markovits/Anton Pelinka: Social Democracy in Austria and West Germany in the 1970s and 1980s: A Comparative Assessment, in: German Studies Review 12/1989, S. 350.

kraue und die Gewerkschaften keineswegs gleichsam naturwüchsig vom Niedergang des Realsozialismus in der DDR profitieren würden, nutzten weder rigide Absetzungsmanöver vom Begriff des Demokratischen Sozialismus noch verzweifelnde Anstrengungen, ihn brandmauergleich vom Realen Sozialismus abzugrenzen. Daß die Absetzungsversuche keineswegs rein situativer Art waren, belegt Thomas Meyer, einer der Cheftheoretiker der SPD, in einem Essay, in dem er mit Nachdruck für die Ablösung des Begriffs Demokratischer Sozialismus durch jenen der Sozialen Demokratie plädiert. Für ihn ist der Begriff Sozialismus hoffungslos diskreditiert. Deshalb müsse man aus seiner Traditionslinie ebenso heraustreten wie dessen irritierenden Utopieüberschuß aufgeben.⁷ Noch weiter geht Otto Sundt, der meint, daß die Gewerkschaften keine sozialistischen Traditionen mehr benötigen, und gleich damit beginnt, sie auszulöschen.⁸

Der Begriff des Demokratischen Sozialismus ist jedoch nicht nur historisch belastet. Denn er wird paradoxerweise sowohl durch das in seinem Kurs gedrückt, was ihm die „marode Verwandte“ angetan hat, als auch dadurch, daß sie ihm nichts mehr antut. Der westlichen Linken insgesamt fehlt mit dem Realsozialismus auch der Kontrapunkt. Während der eine Teil von ihr desillusioniert feststellt, daß - um es mit Peter Glotz zu sagen - sie sich „auf einem nicht genau festlegbaren Punkt einer langen Skala von mehr oder weniger temperiertem Kapitalismus“ befindet (wobei - um mit Werner Post weiterzuführen - die Frage offen bleibt, ob sich der Kapitalismus am Ende selbst auffrißt oder aber „das Stadium seiner genuinen Vollendung“ noch gar nicht erreicht hat),⁹ ist der andere Teil geneigt, die günstige Gelegenheit zu nutzen, endlich einzugestehen, daß ihre konkrete Politik niemals zu einem Sozialismus - welcher Couleur auch immer - führen sollte.¹⁰ Sie könnte dann ähnlich wie die Weimarer Sozialdemokratie argumentieren, gezwungen gewesen zu sein, die Revolution 1918/19 mitzumachen, um sie nicht den Bolschewisten zu überlassen. An einem solchen Punkt anzulangen hieße freilich auch, die ideengeschichtliche Differenz zum Liberalismus oder Konservativismus nicht mehr erklären zu können.¹¹

Die Siegesfeiern des Demokratischen Sozialismus erwiesen sich somit als nur von kurzer Dauer. Das einfältige Hosianna „Marx ist tot, Jesus lebt“ (Norbert Blüm) ist allerdings kaum weniger rasch verklungen. Es verhallte im Golfkrieg und in den bis heute anhaltenden Bürgerkriegsgemetzeln von Georgien bis Bosnien; Oskar von Nell-Breuning hat Karl Marx nicht einmal in Polen abgelöst.

7 Thomas Meyer: Was bleibt vom Sozialismus?, Reinbek 1991. Vgl. dagegen: Helga Grebing: „Soziale Marktwirtschaft“ — Zur Vorgeschichte und Entwicklung eines zentralen Schlagwortes in der deutsch-deutschen Diskussion, in: GMH 41 (1990), S. 321.

8 Otto Sundt: Gewerkschaften brauchen keine sozialistische Tradition, in: GMH 41 (1990), S. 188-190.

9 Peter Glotz: Mit härteren Bandagen. Nach den aufgebauchten Mikro-Konflikten, in: What's Left. Prognosen zur Linken, Berlin 1993, S. 123; Werner Post: Nachruf auf den Sozialismus?, in: GMH 41 (1990), S. 565.

10 Adam Przeworski: Capitalism and Social Democracy, Cambridge 1985.

11 Dazu, ebenfalls mit europäischem Blickwinkel: Martin Seymour Lipset: No Third Way: A Comparative Perspective on the Left, in: H.-D. Klingemann/R. Stöss/B. Weßels (Hg.): Politische Klasse und politische Institutionen, Opladen 1991, S. 57-106.

Schließlich hat selbst Francis Fukuyamas anfänglich so überzeugend wirkende Rede vom Endsieg der liberal-demokratischen Gesellschaften nur eine kurze Karriere gemacht.¹² Auch das Freudengeheul in dem einen Frankfurter Feuilleton erstarb, bevor es richtig ausbrechen konnte. Der allzu vordergründige Fortschrittsoptimismus, den man aus dem Sieg des Westens zog, ist der Ratlosigkeit gewichen - blickt man nun doch ängstlich und verunsichert auf gewisse Selbstaflösungstendenzen der demokratisch verfaßten westlichen Gesellschaften, die nicht allein durch die Rezession zu erklären sind. Der von alten Konservativen und Neo-Nationalen trotzig gefeierte Rückruf Deutschlands in die Geschichte, der 1989 das Ende der „alten“ (und das meint auch der im Übermaß durch die Gewerkschaften und die Sozialdemokratie geprägten) Bundesrepublik besiegelt haben soll, entpuppt sich als Rückkehr der zahllosen auszehrenden Scharmützel im Kampf der Nationen, der durch die transnationalen Organisationen der bipolaren Ära vorübergehend zurückgestaut wurde. Der Ruf zur Rückkehr, der den Ruf zur Umkehr ablösen soll, führt nicht zu einer Weltfriedensordnung, weil er die „großen Ziele“, die der Westen gegenüber dem Kommunismus zu verfolgen über vierzig Jahre vorgab, nicht belebt. Jetzt, nachdem der „rote Bär“ immer weniger blockieren kann und sich der Handlungsspielraum EG-Europas erweitert hat, verhindern nationalstaatlich perforierte Interessendivergenzen eine gemeinsame Politik wie das Beispiel Jugoslawien offenlegt.

Es stellt den bekannten, billigen, (wahl)taktischen Trick dar, der nicht-kommunistischen Linken den Realen Sozialismus in die Schuhe zu schieben, um sie leichter diffamieren zu können. Darüber hinaus handelt es sich um eine aus tieferen Gründen der politischen Psychologie verständliche Übersprunghandlung. Jenseits der ideologischen Schlachten antizipiert sie ein allgemeines Erschrecken darüber, daß mit der UdSSR ein scheinbar festgefügtes, bis an die Zähne bewaffnetes System ohne massive äußere Intervention und ohne eine manifeste, auf breiter Front vorgehende innere Gegenbewegung sang- und klanglos erodieren konnte. Die Partei Lenins läuft auseinander. Damit zerfällt nicht nur ein repressiver Apparat, sondern auch ein wichtiger Teil jenes Kittes, der die Gesellschaft zusammenhielt. Unwillkürlich legt sich auch die vermeintlich siegesichere Rechte die bange Frage vor, was denn unsere Gesellschaft zusammenhält - zumal wenn ihr das Feindbild verloren gegangen ist.

Die Fortschrittsperspektive des europäischen Westens, die bereits seit den siebziger Jahren erschüttert wurde, hat den Kommunismus nicht lange überdauert, weil sie nicht zuletzt durch das Gefühl der Überlegenheit gegenüber dem Osten gespeist wurde, der nun keine relevante Bezugsgröße mehr bildet. Das demokratische und wohlfahrsstaatliche Versprechen sind gleichsam auf sich selbst zurückgeworfen. Die bewegliche Rechte registriert verdutzt, daß „stärker, als in den Jahren der Konfrontation der Systeme sichtbar werden konnte, die Wohlstandsgesellschaft mit jenem utopischen Verwirklichungs-

12 Francis Fukuyama: The End of History?, in: The National Interest 16/1989. S. jetzt auch ders.: Das Ende der Geschichte, München 1992.

pathos des Sozialismus verbunden sein dürfte, das unlängst seinen Bankrott erklären mußte".¹³ Sie gesteht damit letzten Endes ein, daß das neo-konservative Projekt der achtziger Jahre gescheitert ist. Die Neo-Konservativen lassen dennoch nicht von ihm ab, sondern radikalieren es. Sie leugnen beredt das wechselseitige Abhängigkeitsverhältnis von Sozialstaat und Demokratie, um die westlichen Gesellschaften gänzlich ihrer sozialstaatlichen Versprechungen und konkreten wohlfahrtsstaatlichen Utopien zu entkleiden. So rückt an die Stelle des ausgehandelten sozialen Kompromisses scheinbar naturwüchsig der nationale Appell. Die Linke darf bei aller Larmoyanz und berechtigter Selbstkritik nicht verkennen: Die Rechte hegt am Boden - was sie nicht ungefährlicher werden läßt. Die Gewerkschaften und die SPD profitieren vom Niedergang der demokratischen Rechten keineswegs, solange sie nicht imstande sind, gesellschaftspolitische Perspektiven für den Wechsel aufzuzeigen. Die SPD zur profillosen Moderatorin eines ziellos gewordenen Modernisierungsprozesses zurückzustufen, wird ihre politische Entkernung beschleunigen, auch wenn die Fassaden in neuem Glanz dastehen sollten. Solange Gewerkschaften und SPD über keine, eine neue Fortschrittsperspektive eröffnende, Grundkonzeption verfügen, die sie von ihren Gegnern klar kenntlich macht, werden die Parteienkonkurrenz und der Tarifikampf immer weniger Akzeptanz finden.

Paradoxerweise haben also nicht die Siege des Realsozialismus, sondern hat dessen Zusammenbruch einen „Domino-Effekt“ ausgelöst. Die Orientierungslosigkeit der Linken ist ein Teil der allgemeinen Orientierungslosigkeit. Norberto Bobbio hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß stets diejenigen, die sich in der Defensive oder in der Krise befinden, die Gültigkeit der politischen Kategorien bezweifeln. Diesmal trifft es die Rechte *und* die Linke.¹⁴ Zur Ergründung dieses Phänomens verweist Hauke Brunkhorst auf Max Weber, der damit recht zu bekommen scheint, daß der „siegreiche Kapitalismus“ letzten Endes seinen eigenen Geist, der ebenso wie die Idee des Sozialismus dem modernen Freiheitsverständnis des okzidentalen Rationalismus entspringt, zerstört.¹⁵ Vor diesem Hintergrund stellt die Implosion des Realsozialismus ein zwar zentrales, doch nur weiteres Moment der von Jürgen Habermas diagnostizierten Krise der Moderne dar, die durch die Reduktion des Rationalismus auf die Mechanismen einer spezifischen Produktionsweise verursacht ist.¹⁶

Die Krise der Moderne kommt durch einen säkularen Stimmungsumschwung zum Ausdruck: War das Jahr 1900 von der Politik noch überschwenglich und hoffnungsvoll als Eintritt in ein Jahrhundert der schier unerschöpf-

13 Henning Ritter in der FAZ vom 28. 6. 1993.

14 S. Norberto Bobbio: Die Linke und ihre Zweifel. Eine Bestandsaufnahme sowie Stephen Holmes: Rivalen in einem Boot. Über das Verschwinden der politischen Lager, beide in: What's Left (Anm. 9), S. 9-24 und S. 53-59.

15 Hauke Brunkhorst: Die Intellektuellen - am Ende der Geschichte?, in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 37 (1990), S. 324.

16 Jürgen Habermas: Untiefen der Rationalitätskritik, in: Ders.: Die neue Unübersichtlichkeit (= Kleine Politische Schriften V), Frankfurt/M. 1985, S. 136.

lichen Möglichkeiten der modernen Industriegesellschaft begrüßt worden, so scheint das Jahr 2000 für alles andere einen Anlaß abzugeben, nur nicht mehr für die Zuversicht auf eine bessere Zukunft. Am Beginn des 21. Jahrhundert sind die Menschen wieder von dem erhabenen Luftschiff, das vor hundert Jahren in Serie ging, fasziniert, nicht mehr vom Space Shuttle (der auch sein Lakehurst hinter sich hat).

In der Faszination über eine alte Technik lebt die unbekümmert-naive Sehnsucht nach einem allgemeingültigen, verbindlichen und verbindenden Fortschrittsmodell fort, die uns so schmerzlich und aus guten Gründen abhanden gekommen ist: Wen bezaubert die Erfindung des Klonens menschlicher Embryonen? Weil mit der diskreditierten, „großen“ Politik auch die gesellschaftliche Fortschrittsperspektive verschwunden ist (welche „alte“ Gesellschaftsform fasziniert uns hier?), beflügelt derartiger wissenschaftlich-technischer Fortschritt entweder den defätistischen Glauben an die Zukunft negativer Utopien oder die aufgeblasenen Ethik-Debatten, die fast nur davon handeln, was der Mensch darf, aber nicht davon, was er tun muß. Cornelius Castoriadis machte jüngst auf den Zusammenhang vom Ende der „großen Politik“ und der Renaissance der Ethik, die ihn an den Rückzug ins Private erinnert, aufmerksam und stellte die entscheidende Frage: „Ist es ethisch gerechtfertigt oder nicht vielmehr unerhört, daß hohe Beträge an öffentlichen Geldern (doch wenn es private wären, bliebe die Frage dieselbe) für künstliche Befruchtungen ausgegeben werden (...) während man doch weiß, wie erbärmlich die medizinische Versorgung - von der Nahrungsmittelversorgung gar nicht zu sprechen - in anderen Ländern ist, in denen insgesamt fünf Sechstel der Weltbevölkerung leben?“¹⁷ Epochenwechsel?

Die Entdeckungen von Kopernikus, Bruno und Galilei trugen dazu bei, das Weltbild des christlichen Mittelalters zu zerstören und dasjenige der Neuzeit herauszubilden. Die Entdeckung der ökologischen Risiken, der großtechnischen Gefährdungen, der ökonomischen Selbstwidersprüche¹⁸ und der sozialen Ungleichheiten, die die herkömmlichen Industriegesellschaften produzieren, dementieren überkommene Weltbilder, ohne daß sich an ihre Stelle neue setzen ließen. Deswegen bewegen wir uns in einer bosch'schen und nicht in einer kopernikanischen Zeitenwende. Einerseits sind wir ganz der Welt des ausgehenden kurzen Jahrhunderts verhaftet, andererseits lösen wir uns von dessen Ikonen. Nicht etwa, daß „vom perfekten Gegenentwurf alle die Schnauze voll haben“¹⁹, er ist gar nicht vorhanden, denn es dominieren - wie bei Hieronymus Bosch—die schwer erklärbaren Nebenszenen. Die großen Entwürfe sind freilich so obsolet geworden wie sie notwendig sind. Das liegt schlicht daran, daß ein wirklicher Neuanfang weniger denn je möglich und

¹⁷ Cornelius Castoriadis: Vom Elend der Ethik. Die Flucht aus der Politik und die Suche nach Autonomie, in: *Lettre International* 22/1993, S. 23.

¹⁸ Vgl. dazu: Robert Kurz: *Der Kollaps der Modernisierung. Vom Zusammenbruch des Kasernensozialismus zur Krise der Weltökonomie*, Frankfurt/M. 1991.

¹⁹ Hinrich Oetjen: Vom perfekten Gegenentwurf haben alle die Schnauze voll, in: *Die Mitbestimmung* 36 (1990), S. 229 f. S. a.: Johannes Strasser: *Sozialismus 2000 oder: Die Kunst des Möglichen*, in: *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte* 37 (1990), S. 529.

mehr denn je nötig ist. Die Atomkraft mag hier als Beispiel dienen: Nicht nur, daß Tschernobyl - gänzlich unberührt vom Epochenwechsel - am Netz bleibt; selbst wenn der Ausstieg aus der Atomenergie heute beginnen würde, noch in jede erdenkliche Zukunft wären unsere Nachkommen damit beschäftigt, die strahlenden Altlasten *abzutragen*. Oder: Trotz der militärischen Abrüstung in einzelnen Bereichen, ist eine grundsätzliche Abkehr von den Militärdoktrinen des Kalten Krieges nicht zu erkennen. Schon dies mag erklären, warum die Revolutionen von 1989 kein wirklich neues Bild von der Realität hervorbrachten, dessen wichtigste Striche gezeichnet werden müßten, warum wirkliche gesellschaftspolitische Innovationen ausblieben, die doch dringlich benötigt würden und gewünscht werden.²⁰

Die Zukunft der neo-sozialistischen Linken

Die neo-sozialistische Linke hat dann keine Zukunft, wenn sie den Realsozialismus nicht als ihre Angelegenheit betrachtet und sich in einer Art Kurzschlußreaktion von allem distanziert, was eine gewisse Nähe zum gescheiterten, vorgeblich real existiert habenden Sozialismus aufweist. Die Grundvoraussetzung für eine Renaissance der nicht-kommunistischen Linken hegt darin, Marx und die marxistischen Theoretiker weiter zu historisieren sowie das Scheitern des Realsozialismus „aufzuarbeiten“, präziser: sie wird ihn - um Glaubwürdigkeit zu genießen - analysieren und erklären können müssen.²¹ j

Zu retten ist der Realsozialismus nicht durch eine neo-dialektische Geschichtsphilosophie, die - folgt man etwa Frederic Jameson - den Sozialismus der östlichen Länder als relativ erfolgreiches Modell der Modernisierung rückständiger Länder begreift, welches erst die Voraussetzung für den seit 1989 begonnenen demokratischen Weg bildete.²² Manche der Länder waren keineswegs rückständig und im Vergleich zu den mit einer Mischung aus Staatsdirigismus und Radikalkapitalismus modernisierten südostasiatischen „Tigern“ fallen die osteuropäischen Länder deutlich zurück.

Auch wird es kaum ausreichen bloß einzugestehen, daß mit dem realsozialistischen System eine teleologische Geschichtsphilosophie falsifiziert ist, um sie rasch durch das marxistische Theorem von der Geschichte als Abfolge von Klassenkämpfen zu ersetzen, oder in „bewegungssozialistischer Manier“ durch ein zyklisches Ab und Auf sozialer Kämpfe.²³

20 S. Jürgen Habermas: Nachholende Revolution und linker Revisionsbedarf. Was heißt Sozialismus heute?, in: Ders.: Die nachholende Revolution (= Kleine Politische Schriften VH), Frankfurt/M. 1990, S. 180 ff.

21 Herbert Brückner/Thomas Kreuder: Die neosozialistische Linke, in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 37 (1990), S. 550-554; Robin Blackburn: Fin de Siede: Socialism after the Crash, in: New Left Review 185/1991, S. 7.

22 So Frederic Jameson in einem Gespräch mit Stuart Hall in: Mandsm Today 9/1990. Verhaltener dagegen Blackburn, Fin die Siede, S. 7, der dem Kommunismus zubilligt, bei der Modernisierung der Dritten Welt effektiver gewesen zu sein als die Sozialdemokratie, was freilich leicht gesagt ist, da diese hier zwischen den beiden Polen des Systemgegensatzes zerrieben wurde.

23 So Uwe Kremer: Das Ende von '17 - Das Erbe von '68, in: Zeitschrift für sozialistische Politik und Wirtschaft (SPW) 6/1990, S. 27-34.

Neben der Erarbeitung differenzierterer formationstheoretischer Erklärungsansätze²⁴ geht es darum, die realsozialistischen Gesellschaften nicht ausschließlich unter normativen Aspekten sozialistischer Theorien und Utopien zu betrachten, sondern auch aus der Perspektive der Steuerungsprobleme moderner Gesellschaften empirisch zu analysieren.²⁵ Dies ist freilich nicht ein Plädoyer dafür, in das andere Extrem zu fallen, nämlich sämtliche Sozialismen zu rein „defensiven Notprogrammen“ zu stilisieren, die alles andere darstellten, nur nicht „den Versuch, eine Utopie zu verwirklichen“.²⁶

Darüber wird die neo-sozialistische Linke nicht vergessen dürfen, die Strukturbrüche der fordistisch-kapitalistischen Gesellschaften abzutasten und Wege aus der Krise aufzuzeigen. In einer Situation, in der die Gewerkschaften und die SPD angesichts der Zuspitzung gesellschaftlicher Probleme zunehmend zwischen Sozialkonservatismus und Zeitgeist-Opportunismus schwanken, ist eine neo-sozialistische Linke mehr wert als sie selbst glaubt.

Mit dem Revisionsbedarf der nicht-kommunistischen Linken ist schließlich vorsichtiger umzugehen als gelegentlich angeraten wird. Dies gilt namentlich auf drei Feldern: dem Ende vom Grundwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit, der Absage an die Planung und Demokratisierung ökonomischer Prozesse sowie der Verabschiedung der positiven Utopie.

Es besteht kein Zweifel daran, daß die primär antikapitalistisch motivierte Linke ein zuweilen „unklares Verhältnis zum demokratischen Rechts- und Sozialstaat entwickelte“ und deshalb unfähig war, „in zivilgesellschaftlichen Perspektiven zu denken“.²⁷ Momentan gewinnt man hingegen den Eindruck, daß sie der Zerstörung des sozialstaatlichen Kompromisses, der eine Zivilgesellschaft trägt, nicht ausreichend entgegnet. Die sozialistische Linke, die früher jede Lohnforderung als Bewegung gegen das kapitalistische System mißdeutete, nimmt die rollende Welle sozialen und politischen Protests, die den Charakter einer größeren spontanen Streik-Bewegung anzunehmen scheint, nicht mehr ausreichend wahr oder steht ihr unschlüssig gegenüber.

Die nicht-kommunistische Linke hatte sich bereits von ihrer Fixierung auf den Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit weitgehend gelöst und versteift sich auch nicht länger auf die perspektivlose Fortschreibung des Normal-

24 Vgl. etwa: Jakob Kuchler: Systemkrise des Sozialismus. Ein formationstheoretischer Erklärungsansatz, in: Widerspruch 19/1990, S. 16-29.

25 So argumentieren — mit Györgi Konrad und István Szelenyi — Brücker/Kreuder: Die neosozialistische Linke (Anm. 21), S. 551.

26 So Barbara Sichtermann: Gebückter Gang? Die Intellektuellen und das Ende des realen Sozialismus, in: Kopffuß. Essays über Kultur und Politik, hrsg. v. H. v. Berenberg und K. Wagenbach, Berlin 1993, S. 10. Sichtermanns „Ehrenrettung“ für die Intellektuellen als „ein Haufen Seminar marxisten und Parteiideologen, die dumm genug waren, an ihren eigenen Phrasensalat zu glauben“ ohne die Politik des Systems beeinflusst zu haben, überzeugt mitnichten. Vgl. statt dessen: Michael Schneider: Das Ende eines Jahrhundertmythos, KÖM 1992.

27 Joachim Bischoff: Kapitalistische Gesellschaftsformation und „Moderne“, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 35 (1990), S. 1232, sowie ders.: Sozialistische linke. Hat der Demokratische Sozialismus eine Zukunft?, in: Sozialismus 6/1990, S. 17-20.

arbeitsverhältnisses, das die Spaltung in der erwerbsfähigen Bevölkerung vertieft.²⁸

Die Frage nach der Zukunft der Arbeit und ihrer gerechteren Verteilung bleibt nicht nur zentral, ihre Beantwortung wird immer dringender. Es wäre fatal, sie durch einen Grundwiderspruch zwischen Ökologie und industriegesellschaftlicher Moderne oder zwischen vermeintlich selbstbestimmter Lebenswelt und „bunder“ Ökonomie ablösen zu wollen.²⁹ Die Chance der neo-sozialistischen Linken liegt darin, diese Fragen miteinander zu verzahnen und soziale Bündnisse mitschmieden zu helfen, die den ökologischen Umbau der Industriegesellschaft vorantreiben, ohne die Frage nach der Verteilungs- sowie Chancengerechtigkeit in der modernen Arbeitsgesellschaft zu vernachlässigen.

Der Neo-Sozialismus braucht die Planwirtschaft nicht aufzugeben, weil sie seit Jahrzehnten nicht mehr zur Traditionslinie des demokratischen Sozialismus zählt.³⁰ Er sollte sich allerdings eingestehen, daß der Markt die Individuen vor einer hoffnungslosen Überlastung bewahrt,³¹ der sie bei zu weitreichenden Modellen der Demokratisierung der Wirtschaft ausgesetzt wäre. Damit ist jedoch keineswegs die Aufgabe der Forderung Keynes' verbunden, die Investitionsfunktion des Kapitals in bestimmten, demokratisch zu definierenden Bereichen zu sozialisieren. Über die Allokationsvorteile und Chancen für eine rationale Preisbildung können die Grenzen, Defizite und Selbstwidersprüche des Marktes eigentlich gar nicht übersehen werden. Die neosozialistische Linke muß deshalb ein vernünftiges Verhältnis zum Marktmechanismus finden, und dies kann nur ein instrumentelles sein. Es schließt ein, illusionslos Marktverhältnisse dort wiederherzustellen, wo sie im realen Kapitalismus oder realen Sozialismus zum Nachteil volkswirtschaftlicher und gesellschaftspolitischer Zielsetzungen beseitigt worden sind.³² Umgekehrt gilt das sozialdemokratische Grundsatzprogramm: „In der Wirtschaftsdemokratie haben gesellschaftliche Ziele Vorrang vor den Zielen privatwirtschaftlicher Kapitalverwertung.“ Eine *mbcedeconomy* aus staatlichem, privatkapitalistischem und gemeinwirtschaftlichem Sektor ersetzt intelligente Steuerungsstrategien für Vollbeschäftigung und Umweltschutz nicht, sondern macht sie erst wirksam.

Bleibt noch die Frage, ob es „die stimulierende Kraft der Vision“ (Hans-Jochen Vogel) gibt und, wenn ja, worin sie begründet ist. Johanno Strasser meint, daß auf eine Utopie, die die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit ent-

28 Vgl. Werner Post: Nachruf auf den Sozialismus? (Amn. 9), S. 555-564.

29 In diese Gefahr gerät bisweilen Gorz. Vgl. Andre Gorz: eine Neudefinition des Sozialismus, in: Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 37 (1990), S. 521.

30 Helga Grebing: Die Traditionen des „demokratischen Sozialismus“ als Anti-These zum Marxismus-Leninismus - Der Weg zum Godesberger Programm, in: H. Heünann (Hg.): Sozialdemokratische Traditionen und Demokratischer Sozialismus, Köln 1993, 26-43. S. a. dies.: Von der Notwendigkeit der Zukunft des Sozialismus, in: U. August-Rothardt/D. Kinkelbur/H. Schulz (Hg.): Für eine Kultur der Gerechtigkeit, Wuppertal 1991, S. 139-147.

31 S. Elmar Altvater: Modellwechsel an der ökologischen Grenze. Die Notwendigkeit einer radikal-linken Kritik, in: What's Left (Amn. 9), S. 139.

32 Vgl. Wlodzimierz Brus/Kazimierz Laski: From Marx to the Market, Cambridge 1989.

hält, nicht verzichtet werden kann.³³ Hans Magnus Enzensberger sieht hingegen in der Utopie eine schreckliche europäische Erfindung, deren Verabschiedung angesichts des in ihr enthaltenen „projektiven Größenwahns, des Anspruchs auf Totalität, Endgültigkeit und Neuheit“ leicht falle.³⁴ Ob die Utopie, der Entwurf von einer besseren Gesellschaft, motiviert, mag dahin gestellt sein. Wesentlich ist, daß ein Utopieverbot ebenso wie die Behauptung vom Ende der Geschichte das Ende der Freiheit einschließt³⁵ und schon deshalb nicht zu akzeptieren ist.

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus die Idee des Sozialismus ausgehend vom Begriff der Freiheit, der Demokratie und Solidarität erneut zu durchdenken und neu zu entwerfen: Dies stellt einen unverzichtbaren Beitrag für eine über sich selbst aufgeklärte Aufklärung dar.

33 Johanno Strasser: *Leben ohne Utopie*, Frankfurt/M. 1990.

34 Hans Magnus Enzensberger: *Gangarten. Ein Nachtrag zur Utopie*, in: *Kursbuch 100/1990*, S. 4.

35 Hauke Brunkhorst, *Die Intellektuellen* (Anm. 15), S. 323.